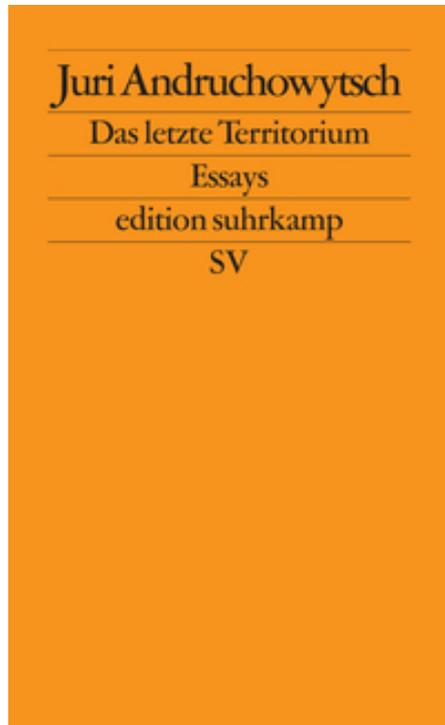


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Andruhowytsch, Juri
Das letzte Territorium

Essays

Aus dem Ukrainischen von Alois Woldan. Nachwort übersetzt von Sofia Onufriv

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2446
978-3-518-12446-8

40 Jahre
edition suhrkamp
es 2446

Die Ukraine, der zweitgrößte europäische Staat, ist auf unserer literarischen Landkarte nicht einmal in Umrissen vorhanden. Juri Andruchowytsh, der international renommierteste ukrainische Autor, nimmt die begrenzten Kenntnisse seines Publikums in Westeuropa und in den USA ernst und bringt ihm in einer Reihe brillanter Essays diese unbekanntere Region nahe. Jeder, der einmal die westliche Staatsgrenze der Ukraine überquert hat, erfährt, daß hier auch zehn Jahre nach der Unabhängigkeit noch immer eine Trennlinie verläuft: »zwischen Europa und etwas anderem«. Erfrischend im Ton, farbig im Detail und voller Ironie beschreibt er die postsowjetische Realität seines Landes: Lemberg und Kiew, Spuren des untergegangenen Galiziens und die Katastrophe von Tschernobyl, den Exodus der Bevölkerung Richtung Westen und die repressive Medienpolitik der Regierung, aber auch die sonderbare Existenz von Künstlern, Schriftstellern und Intellektuellen in einem Land, »aus dem man weggeht«.

Juri Andruchowytsh
Das letzte Territorium

Essays

Aus dem Ukrainischen
von Alois Woldan

Suhrkamp

Mit Fotografien von
Tadeusz Rolke
Desorientierung vor Ort und das Nachwort wurden
von Sofia Onufriv übersetzt.

6. Auflage 2015

Erste Auflage zum 40jährigen Bestehen
der edition Suhrkamp 2003
edition suhrkamp 2446
© Juri Andruchowytch

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia, Lahnau

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12446-8

Das letzte Territorium

Desorientierung vor Ort

Der Inselort lag im Norden, er war nur übers Wasser zu erreichen, genauer: über die Wasser des Finnischen Meerbusens. Man hatte mir diesen Ausflug empfohlen, weil in der finnischen Hauptstadt ein chronischer Mangel an starken Landschaftseindrücken herrscht. Helsinki ist eine außerordentlich bequeme, angenehme Stadt, doch sonderlich interessant kommt sie mir nicht vor. Nur eine Seefestung konnte die Situation retten.

*Die Festung hat, wie auch alles andere in diesem Land, zwei Namen – einen finnischen und einen schwedischen. Offiziell heißt es, in Finnland gäbe es durchaus keine »schwedische Minderheit«, vielmehr habe man es mit »schwedischsprachigen Finnen« zu tun. Und aus Respekt vor ihnen verwende man auf offiziellen Schildern eben beide Sprachen. Dabei sei das Schwedische allerdings nach Ansicht eines bekannten Witzboldes *secunda inter pares*. Nebenbei gesagt, während ich in Helsinki durch das Labyrinth der modernen städtischen Piktographie und Toponymik irrte, habe ich nach und nach nur noch auf die schwedischen Namen geachtet, irgendwelche Wurzelfäden verbinden sie vielleicht doch mit der germanischen, sächsischen, gotischen Welt – die finnischen Namen kann man ja noch nicht mal zu Ende lesen. Eine völlig andere Sprachfamilie, eine unerträglich komplizierte Struktur für einen Ausländer, sechzehn Fälle und so weiter.*

Auf schwedisch heißt diese Festung also »Sveaborg« – Schwedenburg. Der finnische Name behauptet das Gegenteil – »Suomenlinna«. So haben sie sich eingelebt, so koexistieren sie auf allen Landkarten und Stadtplänen, in allen Reiseführern – Suomenlinna, Sveaborg.

Es war Samstag, eine Menschenmenge in Freizeitkluft mit Lust auf eine Seefahrt samt Kindern, Hunden, Rucksäcken

und Fahrrädern, die schwarz-gelbe Wasser-Tram legte in der Nähe des Präsidentenpalasts ab, die Fahrt dauerte eine knappe halbe Stunde – am Kai Katajanokanlaituri/Skatuddskajen entlang, an der Insel Valkosaari/Blekholmen vorbei, quer durch den Wind auf Deck, die unverständlichen Worte, die sechzehn Beugungsfälle, Zeugungsbälle, und so weiter und so fort – patati und patata...

Der letztgenannte Umstand hat mich vermutlich dazu veranlaßt, nach der Landung nicht im Pulk mit den anderen zu gehen, sondern mich rechts in die Büsche zu schlagen, angelockt von einem schwarzen Gemäuer, das mit dichtem Unkraut überwuchert war (Mitte Juni, Norden, halberhitzter, halbverglühter Löwenzahn). Es roch nach Verwesung und Verfall, ich fühlte mich wohl, so allein, hinter jener Mauer könnte die erträumte Festung liegen. Doch fand ich dort nur einen gelben Gebäudekomplex im »Kasernenstil«, leer und still, vielleicht das ehemalige Inselgefängnis oder tatsächlich eine Kaserne oder eine Marineschule oder alles zugleich. Hier und da abblättrender Putz an den fleckigen Wänden, eine finnische Flagge am Mast über dem Haupteingang – und weit und breit kein Mensch. Mitten auf dem Exerzierplatz eine riesengroße Esche, erobert von einer Kompanie Raben, die mich mit gewaltigem Geschrei empfingen, als ob sie einen Admiral begrüßen müßten. Das war's dann auch schon.

Bis zur Rückfahrt der Fähre war noch eine Stunde Zeit. Ich hatte also keine Eile und konnte mir erlauben, diesen Moment ganz langsam zu durchleben: das Fehlen der Menschen, die Raben, das Gras. Dann ging ich – mit gleicher Konzentration – an der Mauer entlang. Schließlich kam ich ans Meer, blaß und still lag es da. Ein älteres türkisches Ehepaar aß zu Mittag, als Tisch dienten ihnen die Ufersteine. Ich knipste eine Möwe auf der Bastion, danach gab es nichts mehr zu tun. »Der Ort bedient sich des Menschen – seiner Konzentration, seines Verweilens in einer gewissermaßen optischen Melancholie. Ähnlich wie das Spiegelbild braucht so ein Ort den

Blick des Anderen, damit er überhaupt sichtbar wird und seine Anwesenheit verrät« –, sagte einige Tage später Schamshad Abdullajew, ein Dichter aus Fergana. Ich glaube, ich habe verstanden.

Plötzlich wurde mir klar, daß ich überhaupt keine Festung gesehen hatte. Ich hatte irgend etwas völlig anderes für das annoncierte Fort gehalten und am falschen Ort jede Menge kostbarer Zeit verplempert. Um zur Festung zu gelangen, hätte ich mich unmittelbar nach der Landung der Masse anschließen müssen. Ich stürmte zur anderen Inselfeite, vorbei an den Bierkiosks, Tennisplätzen, einer lutherischen Kirche und hölzernen Villen. Die Festung befand sich auf einem künstlichen Hügel, sie war seinerzeit von dem schwedischen König Gustav IV. entworfen worden – plötzlich überfiel mich der Gedanke an die Nichtigkeit der Welt, ich dachte an den unerfüllten schwedischen Wunsch nach einem großen baltischen Imperium, einem Superstaat, mir kam Poltawa in den Sinn, Kronstadt, das Ingenieurschloß in Petersburg, mir kam der Satz in den Sinn: »Es hätte auch alles ganz anders kommen können.« Im Hof der Festung tummelten sich wie immer und überall die Japaner. Aus irgendeinem Grund fotografierte ich das Denkmal für die schwedische Marine. Der Ort bediente sich meiner nach Belieben. Ich hatte nichts dagegen.

Carpathologia Cosmophilica

Versuch einer fiktiven Landeskunde

Es ist kaum zu glauben, aber die Gelehrten behaupten, die Karpaten seien in Urzeiten ein Meeresbecken gewesen. In den Bergen finden sich Überreste von Lebewesen aus dem Meer: Seeschnecken, Meerlilien u. a.

Aus einem Naturkundelehrbuch für die Grundschule

I

Seeschnecken, Meerlilien und Muscheln, Bartfäden vom Wal, Polypen, halbzerfallene Fischskelette, versteinerte Wirbel und Flossen, Kiefer von Meeresungeheuern, welche die Wissenschaft noch nie beschrieben hat, Rumpfe gesunkener Schiffe, von Gras und Vogelnestern überwuchert, (Spanten, Masten, manchmal nur mehr verblichene Taue und Segel) – diese unübersehbaren Beweise einer maritimen Vergangenheit der Karpaten begleiten jeden, der es wagt, den Höhenzug der Tschornohora an der rumänischen Grenze entlangzuwandern, im Rücken das feuchte, für Tabak und ungenießbare Trauben bekannte Paradies Südpokutiens und der Nordbukowina, vor sich die alte österreichische Heeresstraße und eine Reihe verführerisch verschneiter Gipfel, deren Namen zusammen mit denen der angrenzenden Bergwiesen und Niederungen eine endlose Reihe linguistischer und akustischer Assoziationen hervorrufen: Drahoberat, Pip Iwan, Petros, Turkul, Danzysch, Gadschyna, Rebra, Schpyzi, Rosschybenyk, Howerla . . . Wandert man über den Grund dieses nicht mehr existierenden Meeres, orientiert man sich nur an den Umrissen der Berge, den verlassenen Schützengräben aus dem Ersten Weltkrieg und den im Gras verstreuten Patronenhülsen, so kommt man am sechsten Tag der Reise

(anderen Versionen zufolge um die sechste Stunde) schließlich bei der größten jener verlassenen Schiffsruinen heraus. Dabei halte man sich möglichst fern von dem toten Gewässer mit dem weiblichen Namen »Maritschajka« (manche meiner Bekannten aus Lwiw nennen ihn absolut grundlos »Tschajka-Maria«), an dessen Ufern der Wanderer von Alpträumen voll unergründlicher und belastender Symbolik heimgesucht wird; mögliche Ursache ist ein gewaltiger mental-energetischer Wirbel, ein raumzeitlicher Wirrwarr, ein astraler Sturz ins Bodenlose.

Die Einheimischen erklären sich das Phänomen damit, daß in der Umgebung des Sees die Träume der ertrunkenen Maria (Maritschajka) umherirren und kein Zuhause finden. Jeder, der sein Nachtlager an der reglosen, schwarzen Wasserfläche aufschlägt, ist dazu verurteilt, diese vagabundierenden Hirngespinnste zu teilen. Und keineswegs jeder Neuankömmling hat es geschafft, ihnen glücklich zu entkommen: einige sind in die Fänge der fremden Träume geraten und für immer dort unten geblieben, wo die rebellierenden Archetypen herrschen.

Wir werden uns an diesem gefährlichen Ort nicht länger aufhalten, sondern setzen unsere Wanderung durch eine immer alpiner werdende Landschaft fort, bis wir zu jenem bereits angekündigten toten Schiff kommen, dem grandiosesten von allen. Vor uns ersteht es als monumentale Festung, eine Stein gewordene phantastische Erfindung von, sagen wir, Dino Buzzati, deren Mauern und Türme hier, unweit des Berges mit dem halb rumänischen (thrakischen?) Namen Dzembronia, den Eindruck einer anderen, fast außerplanetarischen Welt erwecken. Es handelt sich um ein besonderes Relikt der Architektur der Zwischenkriegszeit, ein Bruchstück jenes mythischen Lemberger-Warschauer-Wiener-Pariser Vektors, der heute nur noch in Gerüchten und Vermutungen zirkuliert. Das ist Bauwerk und Traumwerk zugleich, mit Heim und Werkstatt, Zitadelle und Akademie, Biblio-



Tschornohora. Brücke über den Fluß Tscheremosch, 2003



thek, Konferenz- und Tanzsaal, Turnhalle, Salon, Schwimmbassin, Maschinenraum, Restaurant, zentraler Energieversorgung, Kesselraum, einer Reihe von Speichern und Keller gewölben und unzähligen anderen rätselhaften Räumen mit ewig verschlossenen Türen – es ist eine Arche, ein Komplex. Der Komplex Europa – hier, in der abgelegensten aller europäischen Regionen, an der Grenze zu Nichteuropa, im exakt ermittelten Zentrum Europas; es ist ein ehemaliges Observatorium, also ein Ort für Beobachtungen, Feststellungen, Betrachtungen – von Engeln vielleicht oder Kometen. Heute bieten seine Mauern vor Regengüssen Zuflucht. Den penetranten Geruch nach Exkrementen und alten Lumpen wird das Gebäude nicht mehr los – da helfen auch die sechzehn Bergwinde nicht, die ständig durch die Löcher und Spalten – im metaphysischen wie im wörtlichen Sinn – seiner Mauern ziehen. Wanderer schüren Lagerfeuer in den Sälen oder auf den Gängen. Die Reste des Parkettbodens brennen ausgezeichnet – die hiesige Bevölkerung hat diese aufreizende Tatsache längst entdeckt, und so kann von Parkett, von Wandverkleidung aus hellem Nußholz oder dunklen Buchenregalen in der Bibliothek keine Rede mehr sein, es gibt nur noch »Überreste«. Was aus den Teleskopen und den vielen anderen, mir unbekanntem astrophysikalischen Geräten geworden ist, weiß ich nicht. Dem polnischen Staat dürfte es im September 1939 kaum gelungen sein, sie zu evakuieren. Vielleicht hat man sie erst später, zu Moskauer Zeiten, irgendwohin transportiert, in den Kaukasus, den Pamir oder ins Tien-Schan-Gebirge. Rußland brauchte keine Observatorien in den Karpaten, es verfügte über bedeutend höhere Gebirge, denen es mit der ihm eigenen Arroganz romantisch-hochtrabende Namen wie etwa »Pik Kommunismus« verlieh.

Jetzt ist Rußland weit weg und kaum noch vorhanden. Aber es gibt die *Planetnyky*, diese besondere Spezies Magier und Wahrsager, die mit jeder kosmischen Erscheinung über Myriaden von unsichtbaren und schmerzempfindlichen

Strömen in Verbindung stehen. Sind nicht sie es, die dieses Feld geschaffen haben, diese Leere, dieses leere Schneckenhaus? Ist nicht aus ihren Bemühungen diese verbotene Zone entstanden, diese Ruine, dieses Säuseln des Winds in den nächtlichen Gängen des Observatoriums: »Zutritt verboten«?

Tausendmal recht hatte jener Dichter, der zum ersten Mal mit leichter Hand das in der Nähe gelegene huzulische Dorf »Kosmatsch« auf »Kosmos« reimte.

2

Die Bukowina, Pokutien, das Huzulenland und die Marmarosch, Ciskarpatien und Transkarpatien, Transsylvanien, das Theiß- und Donauland – alle diese Gebiete schließen auf die eine oder andere Weise an die Struktur der Ostkarpaten an. Mein Freund Taras Prochasko, Schriftsteller und Biosoph – vor kurzem noch in seiner Inkarnation als Barkeeper aus der Gartenberg-Passage in Stanislau stadtbekannt – hat das zutreffend als »Mythos-Struktur« bezeichnet, an der die destruktiven Kräfte aus dem Osten, die schon immer unsere mitteleuropäische Welt vernichten wollten, ihre natürliche Grenze finden und über die sie, ob nun die Mongolen im Mittelalter oder die Sowjets und Eurasier des vergangenen Jahrhunderts, nicht hinaus kommen – hinaus nach Westen, möchte ich seine vielleicht doch etwas idealisierende Perspektive konkretisieren.

Obwohl das geographische Zentrum Europas in den Karpaten liegt, nur etwa hundert Kilometer von Stanislau entfernt, war diese Struktur im europäischen Bewußtsein immer eine Grenze, ein Randgebiet, Peripherie verschiedener Imperien (des Römischen, Osmanischen, Habsburgischen, Russischen, Sowjetischen), eine Peripherie der Kulturen und Zivilisationen.

Die römischen Münzen aus der Zeit Trajans und seiner Nachfolger, die man beim Bau von Tunneln und Pipelines in Goten-Gräbern fand, liefern den Beweis für die von den gebildeteren Einheimischen bei ihren trinkfreudigen, historisch-patriotischen Diskussionen geäußerte Behauptung, daß ihre Vorfahren Bürger des römischen Reiches gewesen seien (wenn auch nicht unbedingt des heiligen). Nirgends anders als hier, entlang der Karpatenlinie, verlief die Grenze zwischen der römischen und der byzantinischen Welt, was in der Trennung zwischen dem westlichen (lateinischen) und östlichen (griechischen) Ritus sichtbar wird.

Die türkischen Schädel hingegen, die jedes Frühjahr beim Pflügen auf den Feldern von Chotyn gefunden werden, wo vor dreihundert Jahren die Polen und Kosaken die Türken vernichtend geschlagen haben, rufen einem nicht nur die unerträgliche Hinfalligkeit des Seins in Erinnerung, sondern auch die unerschöpfliche Fülle von Billigwaren auf dem Basar von Czernowitz, der von türkischem Plunder jeglicher Art strotzt: ein Reichtum an erbeuteten Trophäen, gegen den kein Philippe de Mèzières und kein Hamalija angekommen wären. (»Auf diese Weise haben wir ein Hemd erstanden um weniger als einen Dinar, und dreißig Hemden für einen Sou ohne eine Mark dazu!« erinnert sich Audon de Deille, Chronist des zweiten Kreuzzugs im 12. Jahrhundert, an das *shopping* der Kreuzfahrer in Konstantinopel.)

Wir sehen also, daß nicht erst die Monarchien an der Donau und an der Newa die Teilung mitvollzogen haben, die von dieser universal wirkenden Struktur vorgegeben war – de facto ist diese Teilung nie außer Kraft gesetzt worden. Auch wenn die erwähnten Patronenhülsen in den Schützengräben, heute von der vielfältigen Pflanzenwelt des Gebirges überwachsen, eine nur zu genaue Vorstellung vom Aufeinanderprallen der geopolitischen Interessensphären gerade dieser beiden Staatsgebilde geben. Schließlich blieb auch nach ihrem Untergang der Bogen, dieses umgekehrte »C«, das

schon an sich die Idee der »Umgegend«, der Peripherie, versinnbildlicht, ein Ort der Überschneidung von kulturellen, politischen, geopolitischen Tendenzen, Richtungen und Einflüssen – Einflüsse, die dann bereits wieder von anderen, den jungen postimperialen Staaten und Mächtegerstaaten der Zwischenkriegszeit (Polen, Ungarn, Rumänien, die Tschechoslowakei) ausgingen. Bis schließlich die Riesen in Zelttuchjacken kamen und die hiesigen Brunnen mit den Leichen von hinten Erschossener vollstopften und damit die Sprengsätze an die Fundamente ihrer Herrschaft legten, die genau ein halbes Jahrhundert später, im milden Herbst des Jahres 89, explodieren sollten, als es mit den Exhumierungen, Umbestattungen und Massendemonstrationen losging. Aber wir dürfen (dank der Unverbindlichkeit unserer fiktiven Landeskunde) annehmen, daß hier jahrhundertlang Einflüsse ganz anderer Art vorherrschten. Nicht die sichtbaren und spürbaren Einflüsse von Imperien, Armeen, Polizisten, Politikern, sondern die geheimnisvollen Einwirkungen von Gestirnen und okkultem Wissen, das seinerzeit gestohlen, aus Indien gestohlen wurde. Nicht aus jenem alltäglichen Indien, das uns als befreundeter Staat und geographische Region vor Augen steht, sondern aus einem metaphysischen Raum, einem imaginären, surrealen Indien, jenem Ort der »rachmanischen Ruhe«.

3

Nach einer alten ukrainischen Überlieferung ist Indien keine echte Halbinsel und auch kein richtiger Kontinent, sondern eher eine Insel irgendwo im Ozean. Indien wird von den Rachmanen bewohnt, bedauernswerten Geschöpfen, die keinen Kalender kennen und nicht wissen, wie sie das Osterfest berechnen sollen. Sie sitzen am Ufer des Ozeans und meditieren in Erwartung des Kommenden. Das heißt in Erwar-

tung der Eierschalen. Denn bei uns werden nach dem Frühstück die Schalen der Ostereier in den nächsten Fluß oder Bach geworfen. Die Strömung trägt sie bis zum Prut, von dort in die Donau, die in Wirklichkeit ein anderer Name für den Nil ist. Mit der Donau führt der Weg der Eierschalen über das Meer und bis ans Ende der Welt.

Von warmen Strömungen aufgegriffen und weitergetragen, erreichen sie am zehnten Freitag ihrer Reise die Gestade Indiens. Erst jetzt erfahren die Rachmanen, daß längst Ostern war, und gehen daran, ihr eigenes Fest zu feiern, das rachmanische Osterfest.

Vor langer Zeit, sagen wir, vor siebeneinhalbtausend Jahren, also kurz nachdem sich die Erde vom Nebel und von den Wassern geschieden hatte, verließ ein Stamm der Rachmanen Indien auf Kähnen und fliegenden Teppichen. Die Gründe für diese Flucht sind heute nicht mehr zu ermitteln – es könnte genausogut geistige Umnachtung wie mystische Erleuchtung gewesen sein. Als sie die Insel verließen, nahmen die Auswanderer fast das gesamte okkulte Wissen mit – in Bündeln, Rucksäcken und Hosentaschen, denn Bücher hatten sie nicht, und sie brauchten auch keine, alle wichtigen Beschwörungsformeln und Flüche kannten sie auswendig.

Neben anderen wichtigen Dingen kam dieses mitgebrachte Wissen vor allem bei der exakten Zeitrechnung zur Anwendung, bei den Überlagerungen von Ursache und Folge, aber auch, wenn es darum ging, Vergangenes und Zukünftiges aus den Linien der Hand oder der Anordnung von Spiegeln in einem Zimmer oder von den Konstellationen am Himmel abzulesen, Bären zu dressieren, Kinder zu hypnotisieren und Metalle in heißem Zustand zu bearbeiten.

Die Nachkommen der Rachmanen erfanden die Geige und den Goldzahn. In den Ostkarpaten tauchten sie erstmals im Spätmittelalter auf, als ihnen der gleichermaßen zum Alkohol wie zur Philantropie neigende König Karpat der Schwachköpfige alle vier Tore seiner Sommerresidenz

Tschortopol öffnete, so daß sie ihr Lager mit dressierten Bären und zahllosen Kindern unverzüglich mitten auf dem Hauptplatz aufschlugen. Schon am Nachmittag ergossen sich Massen von gestohlenen Hühnern und Gemüse in die Zelte der Rachmanen, und die Einwohner von Tschortopol schauderten ob der vernommenen Wahrsagungen...

... und diesen Winter sind sie nicht aus unserer Stadt weggezogen. Am liebsten sind sie immer im Frühling gekommen, in schmutzigen roten Regionalbahnen verließen sie die wärmeren Niederungen in Transkarpatien, um auf dem ersten Grün im Bahnhofspark zu campieren, sich in kleinen Gruppen auf Straßen und Hinterhöfe aufzuteilen und die noch kaum erwärmte Luft mit Nervosität, Spielkarten und einem ungarisch-rumänisch-slowakisch-slowenisch-kirchenslawisch-ukrainisch-ruthenisch-russisch-tarabarsisch- und wer weiß was (Sanskrit?) für einem Lautgemisch zu erfüllen, mit einer fast sinnlosen Mischung, deren einziger Zweck darin liegt, einem den Verstand zu rauben und die Sinne zu betäuben. Vielleicht aber auch in der Rettung der Mythen. Denn sie selbst, diese Bezwinger von Bären und Polizisten, waren stets und sind und werden die treuesten Bürger eines nichtexistenten Mitteleuropa sein, dieses fiktiven Gemeinwesens, dieser rachmanischen Konföderation – Bürger aller Flickemonarchien und Kleinstadtrepubliken dieser Welt. Diesen Winter nun sind sie nicht aus unserer Stadt weggezogen. Immer haben sie uns mit dem ersten Schneefall verlassen, wenn das Leben in der Grünanlage nicht nur für die Vögel, sondern auch für sie ungemütlich wurde. Aber diesen Winter sind sie nicht gegangen. Vielleicht haben sie geheime Zeichen erhalten. Ich hoffe, sie haben sie richtig verstanden.

»Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, das Wesen der Astrologie aller Kulturvölker alter und neuer Zeit auf das Gründlichste zu studiren, und nach einer zehnjährigen, aufreibenden und kostspieligen Forschung bin ich endlich zu einem Resultat gelangt, das alle meine Erwartungen bei weitem übertroffen hat, und ich kühn behaupten darf, das Schicksal des Menschen und seine Zukunft ist unbedingt erforschlich, wenn er in dieser Beziehung nur keine so albernern Anforderungen stellt, wie es die Astrologen des Mittelalters gethan haben, sondern in den bescheidenen Schranken bleibt, die das menschliche Unvermögen überhaupt gezogen hat.« So notierte am »Phönixtage«, d. h. am 21. März Anno Domini 1883, der Czernowitzer Poet und Exot, Offizier der österreichischen Armee im Ruhestand, Veteran des Italienfeldzugs von 1859, Geometer und Apotheker, Hätschelkind der patriotischen Literaturkritik, die »Nachtigall der Bukowina« und der »Schewtschenko der Karpaten« in einer Person, ein Huzule, der von seinem Vater mehr als die Hälfte polnischen Bluts geerbt hatte, der Romantiker, Volkskundler und Astrologe Dominik Ferdinand Osyp Juri Ritter von Fedkowytsh de Hordynskyj.

Zehn Jahre verwandelten sich in zehntausend Seiten eines astrologischen Traktats, verfaßt in der Bukowiner Variante des klassischen Hochdeutsch. (Diese Sprache hat sicherlich auch Olha Kobyljanska, die hervorragende ukrainische Schriftstellerin und Feministin der Jahrhundertwende, gesprochen, während Paul Celan sich zweifellos schon einer anderen bediente.) Den im Fluß der Zeit verwaschenen Photographien nach zu urteilen, trug Fedkowytsh ungeachtet seines absolut wienerischen Aussehens immer eine Huzulenjacke. Vermutlich hat er sie aber nie getragen, sondern nur für diese Aufnahmen angezogen. In seiner konsequenten Schewtschenko-Nachfolge muß Ritter de Hordynskyj diese